

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 20 (1940-1941)
Heft: 12

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kultur- und Zeitfragen

Kurzes Lob einiger Fremdwörter.

Keineswegs soll die ganze Frage der Fremdwörter in unserer Sprache aufge-
rollt werden, nur sei betont, daß, in der gedankenlosen Verwendung fremder Wör-
ter in unserem Schrifttum (diese neue Bildung hat ihren Wert, weil sie weiter als
„Literatur“ greift) eine Verlotterung wichtigsten Volkstums zu erblicken, eine un-
schwächte Überzeugung bleibt. Dagegen besteht eine gewisse Vorliebe zum Gebrauche
einiger Eigenschaftswörter in der gesprochenen Rede als deren Bereicherung und
Belebung. Mit dieser Kraft versehen, erscheinen uns Wörter, wie z. B. sublim,
eklatant, skandalös, scharmant und ähnliche, da sie auf der ersten und letzten Silbe
betont, der Rede einen besonderen Schwung zu verleihen. Unwillkürlich standiert
man diese Worte, trennt die Silben, und dadurch, daß die mittlere unbetont bleibt,
entsteht ein klanglicher Rhythmus. Bei den nur zweisilbigen Wörtern, wie sublim
(nicht süblim), ergibt sich ein weiterer Vorzug, daß durch die Steigerung vom
tieferen „u“ zum höheren „i“ nun gerade eine der Bedeutung des Wortes ent-
sprechende Wirkung erzielt wird, während „ü“ und „i“ eher etwas pfeifendes haben.
Die volle deutsche Betonung der Endsilbe verstärkt das Wort gegenüber der fran-
zösischen Aussprache und macht die Betonung der Schlußsilbe erst möglich. Es
fällt dabei auch das Nasale weg und scharmant erhält in der deutschen Rede eine
feine und zugleich kräftige Klangfülle. Dieser Vorzug kommt nur beim gespro-
chenen Wort zur vollen Entfaltung, in der Schrift wirkt höchstens eine Erinne-
rung nach und rechtfertigt kaum die Verwendung des Fremdwortes. Daß nur das
Eigenschaftswort diese Fähigkeit der Ausdruckssteigerung besitzt, veranschaulicht der
Versuch, etwa ein Tätigkeitswort aus sublim zu bilden, also sublimieren. Die
Endsilben „ieren“ zu betonen ist unmöglich und damit die durch Doppelbetontheit
zu erzielende Steigerung von vorneherein zerstört. In der Mundart kommt der
dargestellte Vorzug nicht so zur Geltung, weil die Vokale nicht so klar ausge-
sprochen werden, sondern dunkler und verschwommener, wie denn überhaupt das
Fremdwort im allgemeinen mundartlich gebraucht noch mehr im Widerstreit zur
urthigen Volkssprache steht.

Wie in allen Dingen darf auch hier eine Übertreibung, ein Übermaß nicht
stattfinden. Ein überlegt gebrauchtes Fremdwort, namentlich gedachter Art, und
selten, möchte ich im Ganzen doch als eine Bereicherung ansehen.

Was die Fachwissenschaft von diesen und ähnlichen Erscheinungen der leben-
digen Sprache hält, weiß ich nicht; ich hoffe, keine altbekannten Dinge einfach
wiederholt zu haben, sondern daß meiner laienhaften Darlegung so viel Wert
zukommt, als man billigerweise von einem beiläufigen Aufsätzchen verlangen darf.

Gerhard Boerlin.

Bücher Rundschau

Vom Kriegsverlauf.

Hält es schon schwer, die tatsächliche Vorgeschichte des gegenwärtigen Krieges
abzuklären, so darf man erst recht nicht mit weitgesteckten Zielen an die Fest-
stellung des Kriegsverlaufes herantreten. Das gestanden sich **Herbert von**
Moos und **Franz Carl Endres** in der Ausarbeitung ihres Werkes „Das große

Weltgeschehen¹⁾. Die Communiqués der Kriegsführenden berichten nicht nur, sondern verschweigen und vernebeln aus guten Gründen. Gelegentliche zusammenfassende Berichte der Regierungen und Heeresleitungen erhellen nur einzelne Kriegspartien und zeigen wohl wesentliche Zusammenhänge auf; auch sie sind jedoch nicht frei von Tendenzen der kriegspolitischen Taktik und Propaganda. In den Meldungen und Schilderungen von Reportern muß die Phantasie ausgiebig die Lücken im Bild der Wirklichkeit ergänzen. Aus solchen Erwägungen wollten sich Moos und Endres im Wesentlichen damit begnügen, „die großen Züge moderner Kriegsführung darzustellen und sie dem allgemeinen Verständnis näherzubringen“ (S. 72).

In den vier Lieferungen, die uns zur Rezension vorgelegt wurden, schildern sie den deutsch-polnischen Krieg, Rußlands Vorstoß im Baltikum, die bewaffnete Neutralität der Schweiz, den Krieg zwischen Deutschland und den Westmächten bis Frühjahr 1940, den russisch-finnischen Konflikt und Waffengang, die Blockade durch die Alliierten und den Krieg in Norwegen.

Jedem Hauptabschnitt geht eine einläßliche militärgeographische und militärpolitische Grundlegung voraus. Großen Wert legen die Verfasser, sehr zum Vorteil des Lesers, auf statistische Belege, die besonders in der Darstellung des See- und Luftkrieges vorzügliche Dienste leisten. Vorsichtig verhalten sie sich in ihren Angaben über Heeresstärken, wo natürlicherweise jede zuverlässige Grundlage fehlt. Die Schilderung hätte u. E. für die Mehrzahl der Leser an Klarheit und Einfachheit gewonnen, wenn eine Reihe von Tageseinzelheiten des polnischen, des finnischen und des norwegischen Feldzuges, des „Drôle de guerre“ an der Westfront und des Ubootkrieges unerwähnt geblieben wären; wir begreifen andererseits, daß die Verfasser auch jener kleineren Zahl speziell interessierter Leser dienen wollten, welche die Darstellung mit der Karte auf dem Tisch verfolgen und sich selbst genauere Konturen erarbeiten wollten. Da und dort scheint uns das unfertig gelassene Ende eines Zeitberichts durchzuschimmern.

Moos und Endres scheuen nicht vor scharfer Kritik zurück, so namentlich an der polnischen Armeeführung, deren Offensivabsichten beweisen, wie sehr sie die deutsche Überlegenheit in Allem verkannte. „Kaum je haben sich in einem Feldzug Unterschätzung des Gegners und mangelhafte eigene Ordnung so gerächt wie in diesem polnischen Krieg“ (S. 88). „Die russische militärische Tätigkeit glich mehr der einer Schlachtfeldhyäne, die die halb Erschlagenen noch völlig mordet“ (S. 95). Mit besonderer Eindringlichkeit werden die Fehlauffassungen und Nachlässigkeiten der franco-britischen Führung unterstrichen. „Das Gefühl einer gar nicht vorhandenen generellen Sicherheit aber ließ Frankreich . . . in den Krieg treten, ohne mit jenen modernen Waffen ausgerüstet zu sein, die notwendig waren, um ihn mit einem militärisch so lückenlos gerüsteten und im unbedingten Angriffsgeist erzogenen Heere gegenüber, wie es das deutsche war, führen zu können“ (S. 113). Das Versagen des Völkerbundes im finnischen Fall findet seine treffende Charakteristik: „Die moralische Verurteilung der Sowjetunion wird ausgesprochen, aber die humanitäre und materielle Hilfe wird dem individuellen Ermessen der Staaten anheimgestellt“ (S. 157). Als deutsches Hauptmotiv für die Eroberung Norwegens wird der Notwendigkeit von Eisenerzlieferungen aus Narvik die Bedeutung vorangestellt, welche die norwegische Westküste als teilweise Ausgangsbasis für die „kriegsentscheidende“ Niederringung Großbritanniens (S. 167) gewinnen mußte. Wie bitterer Hohn tönt die einfache Konstatierung: „Dänemark war zu irgendeinem Widerstand gar nicht befähigt. Es hatte nach dem Weltkrieg am gründlichsten von allen Staaten abgerüstet und vertraute auf seinen Nichtangriffspakt mit Deutschland und auf den Völkerbund“ (S. 178). Die Kritik an der Regierung Chamberlain, deren Schwierigkeiten vielerorts unterschätzt werden, und deren Motive sich noch nicht durchgehend erkennen lassen, scheint uns sachlich zu weit getrieben und im Ton polemisch, wo doch hier erst recht ruhige Objektivität am Platz wäre.

1) Verlag Hallwag, Bern 1940. Vgl. unsere Rezension über die Darstellung der Vorgeschichte des Krieges im Februar-Heft. Wir besprechen für jetzt nur die uns vorliegenden Lieferungen 3—6, welche den Kriegsverlauf bis zum Abschluß des norwegischen Feldzuges behandeln.

Trotz solcher Einwendungen betrachten wir die Lieferungen 3—6 des Wertes als guten Führer durch die Kriegsergebnisse. Eine Unsumme von Kleinarbeit konnte erst das ermöglichen, was hier an lehrreicher Orientierung herausgearbeitet erscheint. Wir dürfen der Fortführung mit angenehmer Erwartung entgegensehen.

Otto Weiß.

Deutsche und Schweizerische Literatur.

Die mittelhochdeutsche Dichtung.

Wir haben zwar nicht Mangel an Literaturgeschichten über den mittelhochdeutschen Zeitraum, auch nicht an guten. Dennoch verdient die vor einiger Zeit erschienene Darstellung von Friedrich Knorr¹⁾ eine besondere Beachtung: nicht nur wegen der hohen Einfühlungsgabe, die sie überall auszeichnet, nicht nur wegen der Neuheit des Gesichtspunktes, den sie durchwegs an den Gegenstand heranträgt, sondern vor allem wegen der Aktualität der Gesamtauffassung. Knorr sieht in den Dichtungen der Stauferzeit keine künstlerischen Äußerungen einer versunkenen Kultur, keinen Primitivismus, zu dessen Verständnis uns im Grunde die Voraussetzungen fehlen, sondern Schöpfungen einer zeitlosen Gültigkeit, deren Wahrheiten vielleicht gerade für uns heutige besonders wertvoll sind.

Nach Knorr darf man in den deutschen Dichtern der mittelhochdeutschen Blütezeit keine bloßen Übersetzer und Bearbeiter ihnen zufällig zugekommener Stoffe vermuten. Es sind wahre Poeten, die die ernste Auseinandersetzung mit den Problemen des menschlichen Lebens zu ihrem Amte geführt hat. Und zwar sind sie — nach seiner Auffassung — von den Fragen des Gemeinschaftslebens vor allem bewegt. Dieses ist für sie Schicksal und hohe Aufgabe zugleich. Ihm ordnen sie ihre individuelle Existenz unter. Für sein Wohl kämpfen sie als tapfere Ritter. Allein sie verschließen sich auch nicht der Tatsache, daß das Miteinander der Menschen selbst schon durch den Widerstreit der Einzelnen, den Bruch der Friedensordnung, den er zur Folge hat, und mannigfach bewußte und unbewußte Schuld, die sich aus der bloßen Lebensexistenz der Gemeinschaft bereits ergibt, von vielfältiger Gefahr und Tragik heimgesucht ist. Um aus dieser zu erretten, nehmen die Dichter, wie Knorr nachweist, bald ihre Zuflucht zu den religiösen Begriffen der Sünde und der Erlösung, bald zu einem, göttlicher Inspiration teilhaftigen, jenseits aller nur gesellschaftlichen Korrektheit sich vollendenden „Reich“, bald zeigen sie in ironischer oder hochtragischer Haltung die Unzulänglichkeit aller rein gesellschaftlichen Form und Ordnung oder deren katastrophalen Untergang. Die Problematik des menschheitlichen Miteinander erscheint in Knorrs Darstellung somit als das eine große Anliegen, dem sich die epischen Dichter der mittelhochdeutschen Blütezeit in ihren Werken widmen, bergestalt, daß die Literatur-Geschichte dieser Epoche die Entwicklung aller einschlägigen Fragen von selbst erbringt.

Kein Zweifel, daß diese Auffassungsweise eine neue großartige Konzeption der mittelhochdeutschen Dichtung bedeutet. Erfreulich zumal auch, daß es Knorr gelingt, seine Deutung aus den authentischen Quellen selbst, in diesem Fall den Hauptdichtungen des Zeitraums, glaubhaft zu begründen. Die Folge davon ist ein ganz neues Bild der Dichterpersönlichkeiten, die uns die deutsche mittelalterliche Dichtung der Höhezeit in erster Linie repräsentieren. Darin liegt, wenn wir recht sehen, das eigentliche Verdienst von Knorrs gewichtigem Werk.

Für Wolfram von Eschenbach wird als Zeugnis der „Parzival“ herangezogen. Es ist nun freilich überraschend, diese bisher allgemein als ritterlichen Bildungsroman aufgefaßte Dichtung als soziologischen Weltspiegel mit politisch-pädagogischer Tendenz ausgelegt zu sehen. Allein es gelingt Knorr mehrfach, nicht nur mit Glück den Dichter selbst als Zeugen für seine Auffassung anzuführen, sondern vor allem auch auf diese Weise eine Geschlossenheit und Ganzheit der Komposition nachzuweisen, der offenbar eine starke Beweiskraft innewohnt. Bei Hartmann von Aue liegt das Neue der Betrachtungsweise darin, daß die Reihenfolge der scheinbar inkommensurablen Werke des Auers sich zu einer interessanten

¹⁾ Friedrich Knorr, Die mittelhochdeutsche Dichtung. Verlag Eugen Dieblich, Jena 1938.

inneren Charakterentwicklung zusammenschließt. Dabei wird Gewicht darauf gelegt, daß in den beiden weltlichen Ritterromanen, im „Grec“ und „Swein“, nicht Eheprobleme, sondern Gemeinschaftsprobleme behandelt werden, indem die Ausscheidung des Helden aus der ritterlichen Gesellschaft und seine Rückkehr in dieselbe das Rückgrat der Handlung bilden. Die Legenden vom „Gregorius“ und „Armen Heinrich“ ihrerseits bekunden, wie auch Hartmann, um zu einer befriedigenden Lösung der sozialen Probleme zu gelangen, vor die ihn sein Leben stellte, zur Religion seine Zuflucht nehmen muß. Bei den beiden Dichtern, denen eine ausgesprochen religiöse Ader fehlt, bei Gottfried von Straßburg und dem Dichter des Nibelungenliedes, zeigt sich, wie entweder die Gesellschaftsordnung sich andauernd mit stärkeren Gewalten der Lebenswirklichkeit im Widerstreit befindet und durch diese Naturmächte fortwährend verleugnet wird, oder wie die Geschichte der Friedensordnung selbst, wenn sie nicht durch eine höhere religiöse Instanz geschützt wird, notwendig — und zwar merkwürdigerweise gerade durch die Bezeugung sozialer Tugenden — bei den Einzelnen um so entschiedener — zu einem katastrophalen Untergange führt, trotz oder besser gerade wegen des heroischen Wehrwillens der einzelnen Glieder der Gemeinschaft.

Nach den Einzelnes aufhellenden und Spezialfragen klärenden Untersuchungen der Fachgelehrten erfrischt eine den tieferen Ideengehalt herausarbeitende Gesamtdarstellung der mittelhochdeutschen Dichtungen um so mehr, wenn dabei psychologische Feinfühligkeit mit philosophischer Klarheit und Sauberkeit in der Begriffsbildung Hand in Hand geht. Bei der Behandlung der Dichtungen Hartmanns wie auch beim Nibelungenlied zeigt sich zwar, daß Knorr den Ergebnissen der Philologie sich nicht entgegenstellen, sondern sie klug nützen will. Was seinen Standpunkt letztlich kennzeichnet, ist der Umstand, daß er die mittelhochdeutsche Dichtung nicht für eine längst erledigte, sondern als eine ausgesprochen gegenwärtige Angelegenheit betrachtet. Dazu nun noch eine kurze Anmerkung.

Es ist im Grunde noch nicht so lange her, daß man zur mittelhochdeutschen Dichtung innerlichen Zugang fand. Den Klassikern waren ihre Produkte noch mehr oder weniger ausgesprochene Barbareien. Erst Wagner hat dann aus der Begeisterung der Romantik heraus den seelischen Tiefgang ihrer Symbolik ans Licht gehoben, aber immerhin als ein Künstler, der zuerst sich selbst und seine Zeit sich darin spiegeln lassen wollte. Jetzt führt uns Knorr die objektiven inhaltlichen und formellen Werte dieser Dichtung vor Augen. Sein Buch über die „Mittelhochdeutsche Dichtung“ reiht sich also den zahlreichen wissenschaftlichen Deutungen an, die die Kunst der Gotik der Gegenwart nahezubringen unternahmen. Absichtlich fällt darin nirgends das Wort Romantik, womit man einst eine poetische Produktion belegte, für die man gleich von Anfang an und ein für alle Mal klarstellen wollte, daß es sich dabei um Gebilde einer phantastischen Idealtät handle, für die unsere Maßstäbe der Lebenswertung und Kunstbetrachtung keine Gültigkeit mehr besäßen. Knorr seinerseits sieht in den mittelhochdeutschen Dichtern nicht weniger ernsthafte, um die reale Lebenswahrheit bemühte Poeten als die heutigen Lebenskünstler. Die eigentliche Umwertung, die er anstrebt, besteht somit darin, die scheinbar romantische Dichtung des Mittelalters als eine in hohem Grade realistische und lebenswahre zu erweisen. Würde er sein Augenmerk in erster Linie auf die Eigentümlichkeiten der Form gerichtet haben, so wäre er — man gestatte mir diese Bemerkung — auf die Gestaltungsformen der Häufung und der Steigerung gestoßen, in denen sich das unübersichtliche Vielerlei der Motive und das — stofflich gesehen — Wunderbare der mittelalterlichen Kunst und Dichtung dem Betrachter zunächst darbietet, wie ich in meinem formanalytischen Buche über „Die künstlerische Phantasie“ (Bruckmann, München 1935) darlegte. So aber, das Auge vorzüglich auf den Gehalt gerichtet und eine totale Deutung der Werke anstrebend, mußte er die Tiefe der Lebenswahrheit und, über jene Eigentümlichkeiten des Ausdrucks hinweg, oder durch sie hindurchsehend, eine moderne Geschlossenheit und Einheit der Form als die wesentlichen Eigenschaften der mittelhochdeutschen Dichtung gewahr werden.

M. Rußberger.

Das „Denkmahl“ in der deutschschweizerischen Literatur des 18. Jahrhunderts von Paul Misteli. Verlag: Buchdruckerei Dr. J. Weis, Affoltern a. A. 1939.

Der Ausdruck „Denkmahl“, wie er uns in dem Buchtitel begegnet, mag nicht allen Lesern geläufig sein, „Denkmahl“ heißt hier Biographie im Geiste des 18. Jahrhunderts. So gibt uns die vorliegende Schrift einen Überblick und eine Bewertung der zahlreichen Biographien, wie sie damals üblich waren. Jeder einigermaßen bedeutende Mann erhielt seinen Biographen, der ihm ein „Denkmahl“ schrieb. Diese literarischen Dokumente bilden einen Spiegel jener Zeit und eine reiche Fundgrube zur Erforschung der Eigenart und Denkweise des 18. Jahrhunderts. Der Verfasser hat es verstanden, aus dieser Quelle zu schöpfen und bedeutende Einsichten und Wahrheiten, die hier verborgen lagen, für uns heute wieder zugänglich zu machen. Durch das Studium dieses Schrifttums gewinnen wir wertvolle Anregungen zur Lösung höchst zeitgemäßer Probleme. In der ganzen Darstellung geht es dem Verfasser um die Frage nach der Existenzberechtigung der Schweiz und deren Sicherstellung.

Die meisten dieser „Denkmähler“ enthalten Beiträge zur Lösung von Gegenwartfragen und diese entdeckt zu haben, ist das Verdienst Mistelis. Eine geistige Arbeit des 18. Jahrhunderts hat für uns neue Bedeutung gewonnen. So schreibt z. B. ein Biograph: „Ich bin ein Eidgenosse und schreibe nur für Eidgenossen“. Diese Gesinnung wächst aus dem Bewußtsein, daß wir alle und besonders als Eidgenossen, auf einander angewiesen sind. Wir leben nicht für uns allein, sondern in Gemeinschaft mit dem Nächsten. Nur so sind wir wirklich Eidgenossen, und auf dieser Grundlage versuchen wir heute, die Probleme der Zeit zu lösen. — Gute Wegweiser brauchen wir heute und einen Blick zu tun auf das Erbe unserer Väter lohnt sich, zumal, wenn uns auf solch ansprechende Weise gezeigt wird, was uns jene Väter heute noch zu sagen haben.

Wir sind dem Verfasser zu Dank verpflichtet, daß er uns wieder hineinführt in ein gesundes Gebiet eidgenössischen Denkens. Wem es also darum zu tun ist, die Aufgaben der Gegenwart klarer zu sehen, wer einen Blick tun möchte in das geistige Leben des 18. Jahrhunderts und wer sich wieder einmal erfreuen möchte an echt eidgenössischer Haltung und Gesinnung, dem sei diese Schrift bestens empfohlen.

Alfred Stüdelberger.

Dr. Alfred Jneichen. „Luzerner Literatur“. Herausgegeben vom Sekundarlehrerverein der Stadt Luzern. Verlag: Keller & Co., AG., Luzern 1940.

In Zeiten der Besinnung auf nationale Eigenart ist es erklärlich, daß sich das Interesse weiter Kreise auch eng begrenzten lokalen Sonderaufgaben zuwendet. Wenn aus dieser Hinneigung zum Lokalen jedoch so erfreuliche Arbeiten hervorgehen, wie die „Luzerner Literatur“ von Dr. Jneichen, Seminarlehrer in Luzern, so ist sie zu begrüßen.

Dr. Jneichen eröffnet mit seiner Darstellung des literarischen Luzern vielversprechend die vom stadtluzernischen Sekundarlehrerverein herausgegebene Schriftenreihe, in welcher, mit tatkräftiger Unterstützung der „Stiftung für Suchende“, wertvolle, allgemein interessierende Konferenzarbeiten erscheinen sollen.

Die Leistungen Luzerns auf literarischem (und wissenschaftlichem) Gebiete werden im schweizerischen Gesamtbild oft durch diejenigen der großen Städte etwas verdunkelt. Und doch können Stadt und Land Luzern mit Namen von Klang aufwarten. Allerdings war Luzern nie ein derart sprachlich und kulturell geschlossenes Gebiet wie etwa Basel. Eines ist aber trotzdem allen luzernischen Schriftstellern gemeinsam: eine ganz besondere Geisteshaltung, die in einer merkwürdigen Mischung von Politik, Religion, Weltaufgeschlossenheit und Frohsinn besteht und entsprechend verschiedene Spielarten aufweist. Die beste Schilderung dieses „Luzerner Geistes“ verdanken wir übrigens auch Dr. Jneichen (im „Kleinen Stadtbuch“).

Eine neue, zuverlässige Übersicht über die luzernische Literatur bestand noch nicht, diejenige im Historisch-Biographischen Lexikon ist sehr summarisch, die beste ältere, von Dr. Kasimir Pfysfer, reicht nur bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts und erschöpft sich in bloßer Aufzählung von Namen.

Dr. Zneichen beginnt seine Darstellung mit einem Hinweis auf das noch lebendige Sagengut aus keltischer und alemannischer Zeit. Aus der Zeit des Minnesangs werden sieben Namen erwähnt, wovon allerdings zwei, Otto zum Turne und Rudolf von Rotenburg, nicht unbestritten sind. Zahlreich sind die bürgerlichen Dichter aus dem Heldenzeitalter. Der bedeutendste unter ihnen, Hans Salat, hat neuerdings eine ausführliche Darstellung durch Dr. P. Cuoni erfahren. Führend war Luzern im 15. und 16. Jahrhundert auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung, Namen wie Fründ, Ruß, Etterlin, Schilling, Chjat belegen diese Tatsache. Das Drama fand seit der Mitte des 15. Jahrhunderts ebenfalls eifrige Pflege, besonders die Osterspiele waren weitherum berühmt. Mit dem Einzug der Jesuiten, der mit dem Aufstieg der Aristokratie zusammenfällt, löst das Jesuitentheater das bürgerliche Drama ab.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hält die nationale Idee Einzug in unser Schrifttum. Franz Urs Balthasar schreibt seine „Patriotischen Träume“, Xaver Schnyder von Wartensee, der Komponist, dichtet seine Schweizerlieder, die patriotischen Dramen der Ex-Jesuiten Zimmermann und Krauer gehen über die Bühne. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts tritt das mundartliche Volkslied der Häfliger und Zneichen auf, Pfarrer Stalder legt den Grund zum Idiotikon, und der Historiker Euthy Kopp schreibt Dramen in Schillerschen Blankversen. Eingehende Würdigung wird dem bedeutenden Philosophen Ignaz Paul Vital Trogler zuteil, dessen Werke noch heute allzuwenig bekannt sind, dessen Wirkung auf die Generation von 1820 bis 1840 kaum abzuschätzen ist. Als politische und historische Schriftsteller gleichermaßen hervorragend tätig sind Kasimir Pfyster und sein Antipode Anton Philipp v. Segeesser, in ihrer Eigenart neben Trogler die eindrucklichsten Vertreter des Luzerner Geistes.

Auch aus dem Ende des 19. Jahrhunderts und aus der Gegenwart weiß Dr. Zneichen noch manche Namen zu nennen, die mehr als lokale Bedeutung erhalten haben, so Pfarrer Herzog (der „alte Balbeler“), Theodor von Liebenau, Karl RobertENZmann und Fridolin Hofer. Auch Ott und Spitteler erhalten, als langjährige Gäste Luzerns, ihren Platz.

Es ist ein buntes Bild, das der Verfasser vor dem Leser abrollen läßt; seine knappe Darstellung erfüllt zweifellos ihre Aufgabe, über das literarische Schaffen eines eng begrenzten Gebietes unserer Heimat wesentliches zu sagen und Interesse dafür zu wecken.

Robert Blaser.

von Rangau, Johann, Albert: Wilhelm von Humboldt, der Weg seiner geistigen Entwicklung. H. C. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1939.

Die Vorstellung von W. v. Humboldts geistigem Wesen hat durch das 1927 erschienene Buch von S. Kähler eine bedeutende Veränderung erlitten. Er wurde da aus der Höhe olympischer Gelassenheit und Weltbetrachtung entfernt, und mit der Sonde des Seelenforschers werden Mängel ans Tageslicht gezogen und ein Verjagen festgestellt, welches dem bisherigen unbegrenzten Ruhme Abbruch tat. Aber dieses Bild hielt nicht an; schon daß die Betrachtung mit dem Ausscheiden Humboldts aus dem Staatsdienste abschloß und die Altersjahre und deren gewaltige geistige Fruchtbarkeit, womit dieses Leben erst seine Krönung fand, nicht mehr behandelte, war ein Fehler. Nun ist ein ausgezeichnet ausgerüsteter Streiter auf den Plan getreten und hat in dem angezeigten Buche einen Weg der geistigen Entwicklung Humboldts gezeichnet, der ein ganz anderes Bild ergibt. Nämlich nicht nur eines auf genußfreudige Bildung gerichteten Strebens, sondern auf Stärkung der innern seelischen Kraft, als „der Vorbedingung und dem Zwecke aller Tätigkeit“. Diese an Umfang nicht große Abhandlung (von 110 Seiten) gibt, gut geschrieben, eine treffliche Vorstellung der geistigen Entwicklung Humboldts, die nicht in gerader Linie verlief, indem er von der Einsicht in die schöpferische Kraft, als dem Urquell für alle große Taten, immer wieder in das begriffliche Denken fiel, was das Eindringen in seine Schriften so mühsam macht. Es ist aber ein erhabener Anblick, mit welcher Ausdauer einer der geschicktesten Männer, die je unseren Erdboden berührt haben, sich bemüht, in das Geheimnis von Welt und Einzelmensch einzudringen und aus philosophischen Sätzen zu einer

wirklichen Anschauung der Dinge zu gelangen und diese dann wieder in eine hohe Sphäre zu heben. Humboldts Hinweise auf die Kraft, als erste Tugend der Menschen, nicht auf die Kultur, kommen natürlich den Strömungen im heutigen Deutschland entgegen, aber nicht in lauter Weise, sondern sie heben eine Seite in Humboldts Leben hervor, die bei der Überfülle der Gedanken und Einsichten, die wie stellenweise in seinen Werken, so in seinen Briefen ausgestreut sind, bisher nicht genügend berücksichtigt worden war. Über die Briefe findet man den besten Zugang zu Humboldt. In den letzten Jahren sind einige Sammlungen neu, andere wieder, und vermehrt, von ihrem besten Kenner, Albert Leizmann, herausgegeben, und damit ist die Lücke einigermaßen ausgefüllt worden, welche die Akademie-Ausgabe der Werke W. v. Humboldts hinterlassen hat.

G. d. B. n.

Deutscher Geist. Ein Lesebuch aus zwei Jahrhunderten. S. Fischer, Berlin 1940.

S kaum eine Sammlung der letzten Jahre dürfte so viel Anklang finden wie die zwei Bände „Deutscher Geist“, die Peter Suhrkamp angeregt und zusammen mit Oskar Loerke und Karl Korn herausgegeben hat. Es handelt sich um Prosastücke aus der Zeit von Winkelmann bis zur Gegenwart. Ähnliches wurde schon oft versucht. Das Neue dieses Unternehmens besteht in einer ganz erstaunlichen Weite und Fülle des Horizonts, sowie in einer herzhaften Frische, die jeder Pedanterie, aller ästhetischen oder theoretisierenden Gelehrsamkeit entbehrt. Dichter, Komponisten, Maler, Philosophen, Naturwissenschaftler, Ärzte, Feldherren kommen zu Wort und entzücken die Leser durch die große Zahl der Register, über welche die deutsche Prosa verfügt. Von den skizzenhaften Andeutungen geistreicher Essayisten bis zum streng methodischen Vortrag der großen Denker der klassischen Zeit, von der abstrakten Klarheit des Rationalismus bis zum farbenprächtigen Schwung der Romantik, von den reich gegliederten Perioden eines W. v. Humboldt bis zur knappen Parataxe eines Schlegel finden wir alle Möglichkeiten und Formen gleicherweise vertreten. Und, was vielleicht noch verdienstlicher ist, selbst gegenüber den Autoren der jüngsten Gegenwart beweisen die Herausgeber ihren unbestechlichen, nur auf Echtheit eingestellten Blick, wie die Proben aus den Schriften Wölfflins, Hofmillers, Carl Ludwig Schleichs, Bopfers, Rudolf Alexander Schröders und Norbert von Hellingshausen beweisen. Kurze Vorberichte aus der Feder Suhrkamps orientieren über das Werk und die Persönlichkeit der ausgewählten Verfasser, völlig zwanglos und sehr geschickt, offenbar einzig darauf bedacht, der Phantasie des Lesers einigen Stoff für angenehm begleitende Nebenvorstellungen anzubieten. So ist kein Zweifel, daß dieses Werk seine Bestimmung erfüllen wird. Immer wieder wird man in Mußestunden danach greifen und gewiß sein, etwas darin zu finden, was gerade der Stunde entspricht. Mancher Aufsatz wird zum Anlaß werden, etwas tiefer in das Werk von Männern einzudringen, die sonst, ganz zu Unrecht, für die Allgemeinheit beiseite stehen, wie Adam Müller, Lorenz Dönn, Barnhagen von Ense, C. G. Carus, Ritter, Hehn und andere mehr. In dieser Weise kann der „Deutsche Geist“ zu einer Gabe werden, die ein ganzes Leben fordert, um sie wirklich zu besitzen.

Elise Egloff. Die Geschichte einer Liebe in ihren Briefen, hersg. von Paula Rehberg. 2. Aufl. bei A. Züst, Zürich 1940.

Bereits in zweiter Auflage erscheinen die Dokumente über Elise Egloff, das Urbild von Kellers „Regine“. Wenn wir uns fragen, wem der Erfolg des Buches zu verdanken sei, so werden wir gestehen müssen: In erster Linie Gottfried Keller. Freilich ist das Schicksal des Dienstmädchens, das die Gattin Jacob Henles, des berühmten Physiologen, wird und nach zwei Jahren glücklicher Ehe eines frühen Todes stirbt, auch an sich des Gedankens wert. Aber die Augen für das Reine, fast antikisch Schlichte und Große dieser Liebenden hat uns allen doch erst der Dichter aufgetan. Gäbe es die ergreifende Novelle aus dem „Sinnegedicht“ nicht, wir würden uns vermutlich nur für das gesellschaftliche Problem interessieren, das die Briefe, besonders diejenigen Henles und seiner Verwandten, mit größter Deutlichkeit erkennen lassen. Das Buch wäre auch so noch bedeutend als sozio-

logisches Dokument aus der Mitte des letzten Jahrhunderts, als Spiegel einer bürgerlichen Gesinnung, die, in dieser von Vorurteilen und Angstklichkeiten belasteten Art, heute doch wohl — wir dürfen sagen zum Glück — im Schwinden begriffen ist. Aber nun, von Keller an das Ewig-Menschliche verwiesen, vernehmen wir den Schlag des Herzens, die Not der Bedrängten in jedem Wort und lesen das Ganze mit einer bis ans Ende wachsenden Ergriffenheit. Mit der Hochzeit schließt das Buch. Der Tod, minder tragisch als in der Novelle, wenn auch traurig genug, wird uns in einem Nachwort der pietätvollen Herausgeberin erzählt.
E m i l S t a i g e r.

Rudolf Schwab: Meinrad Lienerts geschichtliche Dichtung. Verlag Paul Haupt, Bern 1940.

Man ist gewohnt, Lienert als den typischen Lyriker zu sehen, in ihm den naiven Gegenpol zu Spittlers pathetischer Art zu erblicken, aus dessen Augen das Lachen der „goldenen Jugendzeit“ niemals entwich. Die vorliegende Dissertation enthüllt uns in fleißigen und scharfsinnigen Untersuchungen einen andern Lienert: den trotz mancherlei Nachenschlägen beharrlich um die großen Formen ringenden, den historischen Erzähler und Dramatiker. Im Zeitraum von 1900 bis 1928 schuf Lienert vier historische Erzählungen, je drei historische Dramen und Romane und eine zyklische Rahmenerzählung, die vier historische Erzählungen umfaßt (Das Ruhebänklein). Mit Ausnahme einer später von ihm vernichteten Römertragödie sind sämtliche Stoffe der Schweizergeschichte entnommen. Meist ist der Schauplatz Schwyz oder Zürich. Zeitlich bevorzugt er die Franzosenzeit, dann auch das vierzehnte und das sechzehnte Jahrhundert.

Der Verfasser ist der Ansicht, daß Lienert nicht nur aus Freude an der Historie zu ihr kam, sondern in seinen Hauptwerken vor allem auch, um seine Leiden zu maskieren. Schwere eigene Enttäuschungen werden in den Gestalten des Schellenkönigs, des Pfeiferkönigs und des Königs von Euland zu Kunstwerken sublimesiert. Damit kann Lienert neben Stadelberger als Fortsetzer der durch C. F. Meyer inaugurierten psychologischen historischen Novelle angesprochen werden. Er teilt mit ihm auch das letztlich fruchtlos gebliebene Ringen um die Form des Dramas. Die Studie Schwabs ist eine erfreuliche Bereicherung der Kritik des neuesten Schweizer Schrifttums. Sie ist geeignet, auch der Prosa Lienerts, des zu rasch Vergessenen, neue Freunde zu werben.

Paul Lang.

Drei Novellen von Gertrud v. le Fort.

Die drei Novellen von Gertrud v. le Fort („Die Letzte am Schaffot“¹⁾, „Die Opferflamme“²⁾, „Die Abberufung der Jungfrau von Warby“³⁾) behandeln alle in ideeller Beziehung fast dasselbe Thema: Der innere Sieg der tiefsten seelischen Schwäche, Angst und Verlassenheit über äußere Gewalt — und z. T. über religiöse Selbstsicherheit. Natürlich ist das ein rein mystischer Vorgang, und damit ergibt sich schon die Schwierigkeit für erzählende Kunst, solche Einheit der äußersten Gegensätze sichtbar und überzeugend zu machen. Das erfordert große Behutsamkeit, sensible Fähigkeit, durch leises Anrühren äußerer Sinnbilder die feinsten Obertöne der Seele zum Mitschwingen zu bringen. In der „Opferflamme“ und der „Letzten“ wird das durch einen sehr zarten und persönlich berichtenden Stil erreicht; in dem neuen Werke, das in ferner Vergangenheit spielt, nimmt die Dichterin den hieratischen Stil des „Papst aus dem Ghetto“ und der „Magdeburgischen Hochzeit“ wieder auf, der mit leitmotivisch wiederkehrenden formelhaften Kennzeichnungen suggestiv wird. Dieser archaische Ton schlägt in der „Abberufung“ noch besonders die Klangwelt der deutschen Romanmystik an, welche hier aus ihrer bereits mystischer Verknüpfung eine spätere Welt ganz durchdringt. Da ist dann

1) Verlag Michael Beckstein, München 1932.

2) Insel-Verlag, Leipzig 1938.

3) Verlag Michael Beckstein, München 1940.

die Gefahr kaum ganz vermeidlich, daß die Atmosphäre für uns Heutige etwas stark mit Süßigkeit getränkt erscheint — eine Gefahr, der auch die edelsten und geistigsten Ausformungen jener Nonnenmystik, wie etwa die Töpler Chronik der Zürcherin Elisabeth Stägel, nicht ganz entgangen sind. Daß auch in der neuen Novelle wieder das Klosterleben in ungemischt reiner Idealität erstrahlt, ist künstlerisch an sich kein Schade — denn hier geht es um einen ganz anderen Fall als etwa ein Allzumenschliches unter solchen, die sich eines Übermenschlichen vermaßen haben. Es geht um den Fall der ganzen Welt, der durch Aufzeigung einzelner Unzulänglichkeiten nur verwischt worden wäre. Wir werden in die Zeit des Bildersturms und in das Kloster geführt, welches seinerzeit die große Mystikerin Mechthild von Magdeburg beherbergte. Die Äbtissin lebt mit rechtschaffener Sicherheit ganz in der alten festen Welt der Überlieferung; aber da ist eine junge Nonne, der von einer Erscheinung Mechthilds der Weg vorgezeichnet wurde und die nun in ihrer tiefsten Gottverlassenheit auf mystisch-symbolische Weise den Sturz jener befestigten Welt vorerlebt. Das verschafft ihr herbe Zurechtweisung durch die verständnislose Äbtissin — eine Zurechtweisung, die am Tode der Nonne schuldig wird, als der Sturm dann wirklich losbricht. Die Äbtissin bleibt mit dem Zuspat ihrer Einsicht zurück.

Die großen Mystiker haben diese Einsicht bejessen und in vielen Weisen davon geredet. Es handelt sich um die „reine Gottesliebe“, die auch ihres letzten Haltes, Gottes selbst, beraubt worden ist; um die „dunkle Nacht“, aus der auch der letzte Schimmer geschwunden ist; um den „geistlichen Tod“, welcher allererst das Ich sich selbst und nun tödlich entwindet. Dies aber hier nun ein großes Schicksal unserer ganzen Zeit versinnbildlichend, die „eine breite Spur zerstörter Symbole hinter sich läßt“ (E. Jünger). Es ist eine Zerstörung von allem Einzelnen, all dem Nahrhaften und Haltenden, was die Zeiten naiv und doch so lebenswichtig in das Absolute des Glaubens hineingetragen hatten. Alles jenes ist heute entlarvt, ausgerissen und hingeworfen; die schönen Bilder stürzen wie die Sterne herab ins Nichts, jagt die Dichterin. Übrig bleibt nur die „nackende Wüste der Gottheit“, die glatte Felswand, an der wir hinauf müssen. Es ist für das Sehertum der großen Dichter kennzeichnend, wie leidenschaftlich sie schon vor den jetzigen äußeren Zerstörungen nach einem Gedanken unzerstörbaren Fortlebens tasteten für alles, was durch die Flamme hindurch muß, auch für die objektiven Geistesmerkmale. So Julien Green in seinen Tagebüchern, so Jünger in den „Marmor-klippen“, so G. v. le Fort in der „Opferflamme“ — und hier wieder.

Erich Brod.

Heldentod des Schweizer Garderegiments.

Paul de Vallière: Heldentod des Schweizer-Garderegiments. Deutsche Übersetzung von Frieda Gafmann und Dr. Paul Hedinger-Henrici nach dem französischen Original „Le 10 août 1792“. Verlag Rascher & Cie., Zürich 1937.

Aus seinem großen und umfassenden Werke „Treue und Ehre“, jener Geschichte der Schweizer-Soldaten in fremden Kriegsdiensten, wählt Vallière die Episode vom Heldentode des Schweizer-Garderegiments als Thema zu einem Buche, das mir, vielleicht wie kein anderes, dazu geeignet erscheint, jene Begriffe und Grundsätze festzuhalten, welche von jeher der Inbegriff soldatischer Denkens und Handelns waren.

Dem einleitenden Überblick über die Schweizer-Regimenter Frankreichs in den kritischen Revolutionstagen des Monats August 1792 folgt die lebendige, in ihrer vorzüglichen Darstellung packende Schilderung jener tragischen Geschehnisse, welche schließlich zur Katastrophe, zum Untergang des Königshauses Bourbon und zum ehrenvollen Soldatentode so vieler Schweizer-Gardisten führten. Wir lesen erschüttert und schmerzlich bewegt und doch voller Stolz und Bewunderung von diesem Pflichttode. Wir erleben an Hand dieser Geschehnisse die furchtbare Tragik, die darin liegt, sein Leben einzusetzen für eine schwache Regierung, die den Zeitströmungen machtlos gegenübersteht. Wir erleben aber auch — und dies ist das Wichtigste und Entscheidende — die Größe echter soldatischer Pflichterfüllung.

Und wir erkennen, auf welcher elementaren Grundsätzen diese Kraft zum höchsten Einsatz beruht.

Daß diese Kraft, in jener Zeit der allgemeinen Auflösung aller bis dahin herrschenden Autorität, gerade in der Schweizer-Garde sich erhalten konnte, lag einzig an dem unerschütterlichen Festhalten an den klaren, bestimmten Gesetzen der Ordnung und Disziplin. Denn es ist so, daß eben nur dieses getreue Festhalten am Grundsatz strengster Mannszucht allein einer Truppe jene Seelenkraft gibt, die sie befähigt, in kritischen Tagen und Stunden die Haltung nicht zu verlieren. Wir erkennen, daß es eine Treue gibt, die darin besteht, seine Soldatenpflicht zu tun, daß es eine Ehre gibt, nach der höchsten Vollendung soldatischer Tugenden zu streben, eine Männlichkeit gibt, auch dort auf seinem Posten zu bleiben, wo keine Hoffnung auf Sieg vorhanden ist.

Gleich wie der Soldat durch eine sehr lange und harte Schule erzogen wurde zur gewissenhaften Erfüllung seiner Pflichten, so waren Offiziere und Unteroffiziere erzogen zu verantwortungsbewußten Führern, die grundsätzlich streng in der Handhabung der Disziplin und streng in den Anforderungen an sich selbst waren.

Die Geschichte — und nicht die Militärgeschichte allein — lehrt immer und immer wieder, daß da, wo diese Grundsätze nicht bestehen, wo Zugeständnisse nach oben oder unten aus weichem Nachgeben erfolgen, wo die Hauptsache — und das ist das Soldatische schlechthin — nicht an erster Stelle steht, ja wo ein sich Begnügen mit Nebensächlichem umschlingt, dies die untrüglichen Vorboten der langsamen Auflösung im Sinne eines unrühmlichen Niederganges sind.

Das Soldatische aber — auch das lernen wir durch die Geschichte — ist nicht etwas, das angeboren ist (wie es z. B. so viele Eidgenossen von ihrem Volke glauben), es ist vielmehr das Ergebnis der Erziehung und Angewöhnung. Und die Erziehbartigkeit erschöpft sich nicht in wohlklingenden Worten „von der Opferbereitschaft bis zum letzten Blutstropfen“. Auch dafür sind uns die alten Schweizer-Regimenter Lehrmeister.

Neben den ruhmvollen Taten der Schweizer-Garde in Paris 1792 steht in unserer Geschichte der Niedergang der alten Eidgenossenschaft 1798. Wahrlich zwei eindringliche Mahnungen für unser Fortbestehen!

So gibt uns das Buch von Paul de Vallière mehr als nur eine meisterhafte Schilderung einer vergangenen Episode aus der Geschichte unseres Volkes. Ich wünsche diesem Buche recht viele aufmerksame Leser. Mögen sie erkennen, was es heißt, Soldat zu sein, und was es braucht, um Soldat zu werden.

H. U. von Erlach.

Religiöse Schriften.

Heinrich Hoffmann: Goethes Religion. Verlag Paul Haupt, Bern 1940.

Goethe ist von christlicher Seite als Nichtchrist bezeichnet und von Haefel für seinen Monismus beansprucht worden. Nun unternimmt es der Berner Ordinarius für Kirchengeschichte, den wahren Tatbestand aufzuzeigen. Er weist zunächst nach, wie viele Wandlungen im Verhältnis zur Religion Goethe im Laufe seines langen und ereignisreichen Lebens durchgemacht hat und dringt dann ein in die Tiefen seines Gottesglaubens und seiner Frömmigkeit. Ohne die Bedeutung der pantheistischen Züge für Goethe zurücktreten zu lassen — sie werden im Gegenteil eingehend gewürdigt —, legt er dar, wie tief der Dichter von der Gottheit als einer Macht der Liebe überzeugt war. Die Quelle dieses Glaubens war die Bibel. Doch hat Goethe in Jesus weder die einzige noch die absolute Offenbarung anerkennen können. Gott blieb ihm im Gegenteil unerforschlich.

Man ist dem Verfasser dankbar für die Klarheit, mit der er das Problem in seiner Schrift, die auf einen akademischen Vortrag zurückgeht, behandelt.

Eberhard Zellweger.

Dr. Walter Freitag: Die junge Christenheit im Umbruch des Ostens. Furche-Verlag, Berlin 1938.

Das mit trefflich ausgewählten Bildern ausgestattete Buch ist das Ergebnis einer längeren Studienreise durch britisch und holländisch Indien, Neuguinea und China. Es enthält eine erstaunliche Fülle kluger Beobachtungen und unparteiischer Urteile, unterstützt durch eine gründliche Kenntnis der Geschichte jener Völker und der dort wirkenden geistigen Kräfte. In einem ersten Hauptteil gibt der Verfasser lebendige Einzelschilderungen der heutigen Lage der besuchten Völker. In anschaulichen Bildern zeigt er die durch das Eindringen westlicher Zivilisation — Kolonialbetrieb und Schulwesen — entstandenen Spannungen und Konflikte und die daraus hervorgegangenen natürlichen oder erzwungenen Lösungen. In diesen Rahmen stellt er eine ungeschminkte Beurteilung der durch die Arbeit der evangelischen Missionen verursachten Lösungen und Spannungen. Seine Beobachtungen über die erstaunlichen Umwandlungen der primitiven Papuas auf Neuguinea stehen mit Recht an erster Stelle. Aber recht aktuell ist auch für uns der gebotene Einblick in die Verhältnisse Chinas, der uns die Bedeutung des jetzt sich dort abspielenden Ringens zeigt.

Der zweite, grundsätzliche Teil faßt die gesammelten Eindrücke zusammen und weist auf die überall ähnlich getroffenen Erscheinungen hin: die Zersetzung der ursprünglichen Gemeinschaftsformen dieser Völker und das Schwinden ihrer ehemaligen religiösen Bindungen lassen sie überall da als Unterlagen des westlichen Angreifers erscheinen, wo nicht lebendiges Christentum eine neue Gemeinschaft pflanzt und neue, auch dem Neuen gegenüber standhaltende Bindungen bietet.

In sympathischer Weise führt das Buch zur Erkenntnis, daß bei dem unaufhaltsamen Eindringen des Westens in den Osten jenen Völkern alle Selbständigkeit und nationale Eigenart verloren geht, wenn ihnen nicht durch das Evangelium Jesu Christi ein neuer Glaube neue Lebenskraft einflößt.

E. d. S c h a e t t i.

Theophil Spoerri: Die Formwerdung des Menschen. Furche-Verlag, Berlin 1938.

Im Bewußtsein, daß „Werden“ und „Sein“, Dynamik und Statik sich oft im gleichen Individuum bekämpfen, im Bestreben, hinter den „Erscheinungen des Zwiefachen, ja Mehrfachen ihre entschiedene Einheit“ zu finden (Güntert bezeichnet in seinem Buche „Altgermanischer Glaube“ (vergl. dessen Besprechung) dieses Goethewort als das wahre Wesen der Wurd), greifen wir zu einem Buch, dessen Verfasser Romanist und Christ ist.

Bei der tiefschürfenden Prüfung der Beziehungen zwischen Dichtung und Wirklichkeit stellt Spoerri eine allgemeine Krisis fest, deren Ausdruck Zersetzung sei: Auseinanderfallen der einzelnen Lebensgebiete, Zerfall der Gemeinschaft, Abstand zwischen Publikum und Künstler, innere Zersetzung der Form. Während früher die Kunst wie ein Atemholen am offenen Fenster war, als noch die unendliche Kuppel des Glaubens sich über der Alltäglichkeit gewölbt hatte, finde heute nur noch eine verfeinerte und auserlesene Oberschicht zu ihr Zugang. Und er stellt die ernste Frage: In einem brennenden Hause spielt man nicht Klavier. Ist es noch an der Zeit, wenn die Welt aus den Fugen geht, sich mit Poesie abzugeben? — Wir möchten antworten: mehr als je! Leidenschaftlich folgen wir deshalb dem Wege Spoerris, der uns ein Begnadeter erscheint — aber ach! Wie wenige finden seinen Pfad von Zersetzung und Verkrampfung, von Enttäuschung und Zweifel zur „Versöhnung“, zur „Freiheit des Glaubens“. — Wie der gute Schwimmer kaum begreift, daß ein Mensch in der Flut versinke, wie der schwindelfreie Gipfelbezwinger nie versteht, daß ein Mensch von gähnender Tiefe herabgezogen wird, so muß Spoerri darauf gefaßt sein, daß sein Schlüsselwort der Formwerdung vielen nur Traum, nicht Trost bringt. Diesen vielen nötigt Spoerris Antwort auf die Frage „wie findet der Mensch seine Form?“, nämlich „dadurch, daß er eins wird mit seinem Auftrag, eins mit sich selber, eins mit der Welt“ nur ein bitteres, verzweifelndes Lächeln ab. Und doch dürfen auch sie ahnen, welches Glück und welche Gnade es ist, seine Form zu finden; sie werden, selbst wo sie anders

empfinden, zum mindesten in Spoerri den beglückenden Führer zu reinen Gesichtern der wahren Dichter erkennen.

Karl Alfons Meyer.

Prof. Emil Brunners Anregungen zum Neuaufbau der evangelischen Kirche¹⁾.

Brunner beobachtet die äußere und innere Schrumpfung der evangelischen Kirche mit Sorge. Er macht deshalb in der ersten der beiden Broschüren eine Reihe von Reformvorschlägen. Sie sind von einigen seiner Freunde allen reformierten Pfarrern der deutschen Schweiz zugestellt worden. Schon das kennzeichnet ihre Bedeutung. An erster Stelle verlangt er Auslese der zukünftigen Pfarrer nach seelsorgerlichen, statt wie bisher bloß wissenschaftlichen Gesichtspunkten. Daran sollen sich eine bessere Ausbildung der Pfarrer für die Praxis, womöglich durch eine Kombination von Universität und Konviktsseminar, zwei Jahre Vikariat und Wiederholungskurse anschließen. Für die kirchlichen Behörden werden Kirchenspflegertagungen, Entlastung des kantonalen Kirchenrates durch Kommissionen und Umbau der Synoden verlangt. Die Laien sollen mobilisiert werden zu Studienkreisen, individueller Seelsorge, Hausbesuchen, Kolportage, Bibelstunden, Zellenbildung. Die Gottesdienste sind verschieden zu gestalten, je nachdem sie der Gemeinschaftspflege — der vor allem das Abendmahl und tägliche öffentliche Andachten zu dienen haben — oder der missionarischen Aufgabe gerecht werden müssen. Die Forderung nach Aufteilung der allzu großen Kirchengemeinden, nach Schaffung einer christlichen Hausbücherei, eines kirchlichen Radio- und Pressekomitees für die Veröffentlichung ausgezeichnete Leistungen und nach Auswahl der Prediger am Mikrophon schließt die Reihe.

Die zweite Broschüre ergänzt die erste durch Aufzeigung der Ursachen, die zur gegenwärtigen kirchlichen Situation geführt haben. Die Mächte der Finsternis sind in der Vergottung des Staates, in der allgemeinen Auflösung und im Materialismus lebendig. Der Kampf gegen sie mit Bibel und Gebet für Gerechtigkeit, die Schöpfungsordnungen Gottes, für Jesus ist den Christen aufgetragen.

Es kann nicht die Aufgabe einer Besprechung sein, jetzt schon zu diesem Vorstoß Brunners Stellung zu nehmen. Seine Forderungen müssen nun in den Kreisen, an die sie gerichtet sind, gründlich besprochen werden. Man greife darum nicht bloß zu den beiden Schriften, sondern beteilige sich auch nach der Lektüre an der Diskussion, die sie entfachen wollen.

Eberhard Zellweger.

Paulsen Anna: Ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Ein Buch von Beruf und Berufung der Frau. Furche-Verlag, Berlin 1938.

Die Wahl eines Berufes ist für Mädchen heute so wichtig und die Ausübung desselben manchmal so enttäuschend, daß man der bekannten Theologin Lic. A. Paulsen dankbar sein muß für die klare, ausführliche Arbeit, in der sie, vom Standpunkt der Bibel aus, eindrucklich zeigt, daß jeder Beruf, jeder Platz, an den wir gestellt werden, um der richtige und beglückende zu sein, im tiefsten Grunde auf göttlicher Berufung fußen sollte. Sie zeigt in Bildern der Vergangenheit, wie auch in der zeitlosen Tiefe des Problems, wie jede Frau, in welcher Stellung sie sei, sobald sie auf die Stimme Gottes hört und im Gehorsam den gewiesenen Weg geht, zu ihrem wahren Lebensberuf und Glück kommt. „Sich abschließen gegen Gott, das ist der Todeszirkel unseres Lebens; ihm sich erschließen in trauendem Wagnis des Glaubens ist Rettung und Vergung zugleich“. Ob man dann eine Josefina Butler wird oder eine ganz gewöhnliche Hausfrau und Mutter, eine Führerin oder Dienstmagd, auf jedem Platz kann, im Gehorsam gegen Gott — der für jeden Menschen einen Lebensplan hat — volle, befriedigende und für die Anderen fruchtbringende Arbeit geleistet werden.

¹⁾ Emil Brunner: Zur Lage und Aufgabe der Kirche in der Gegenwart. Sonderheft des „Grundriß“.

Derselbe: Der Kampf des Christen in der Gegenwart. Beide im Zwingli-verlag Zürich 1940.

Das Buch von A. Paulsen behandelt die immer gleich brennende Frage vom Sinn des Daseins, die Frage der Beziehung der Geschlechter zueinander im Wandel der Zeiten, die Lebensordnung der Ehe. Es spricht von Frauenbildung und Frauenbewegung. Es setzt sich auseinander mit dem katholischen Frauenideal, das uns die Dichterin von Le Fort geschildert hat und stellt ihm die evangelische Art entgegen, die ihre Geltung durch Christus den Gekreuzigten erhält. Sehr einleuchtend und tief ist, was über den Sinn der Ehe und den Sinn der Ehelosigkeit gesagt wird.

H. Schaeppi.

Jugendbewegung und Kirchlichkeit. Von Hans Brändli. Verlag Paul Haupt, Bern. (Heft 2 der „Religiösen Gegenwartsfragen: Bausteine zu einem kommenden Protestantismus“, herausgegeben von Josef Böni und Walter Rigg.)

Während des Weltkrieges versuchte auch die bernische evang.-reformierte Landeskirche in großem Stile sich ihrer Pflichten gegen die Jugend bewußt zu werden und sie in Angriff zu nehmen. Als aber der Schreiber in der Aussprache für diese das Recht der freien Selbstbestimmung in religiösen wie in anderen Lebensfragen forderte, da trat ihm mit Schroffheit ein sonst als weit-herzig angesehener Kirchenmann entgegen und ergoß die volle Schale seines geistlichen Spottes über den Satz: „Die Jugend gehört der Zukunft und nicht der Vergangenheit und Gegenwart an“.

Die vorliegende Schrift behauptet zwar auch: „Denn bewegt wird wahre Jugend von ganz andern Dingen als von den Gedanken an die Zukunft“. Doch ist dies gemeint und gerichtet gegen das fürsorgliche Streben nach Karriere machen, wovon mit Recht der deutsche Dichter Storm seines Sohnes Seele ganz besonders warnt. Und gerade die Tendenz des im Zwinglibund selber tätigen Verfassers geht dahin, die Jugend zu schützen gegen den Mißbrauch der sogenannten Jugendpflege durch und für die Mächte von gestern und ehegestern, sei es die Kirche oder sonst eine Bindung ans Alter und Altgewordenes. Er stellt freilich fest: „Die Jugendbewegung als zeitgebundene Erscheinung ist tot“. Wir setzen dahinter ein großes Fragezeichen. Gewiß: ihre ursprüngliche Form des Wandervogels, auch des Quickborns hat sich überlebt. Allein ihr Leitgedanke: „Die Jugend will aus eigener Bestimmung vor eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten; für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein“ ist nicht erfüllt, nicht ans Ziel gekommen. Weil ja wohl die Jungen eines Zeitalters alt werden, aber nie und nimmer die Jugend anders als in Bewegung jung bleibt. Ihr widersteht und widerstrebt darum jede Bindung. Also auch kirchliche. Des tapfern Pfarrers zu Basadingen eigenes Wirken und Wollen in der Mitte seiner jungen Zwinglianer steht ganz im Lichte wahrer Jugendlichkeit. Auf Grund reicher Selbsterfahrung stellt er fest: „Es ist vor allem in den letzten Jahren bemüht zu sehen, wie es nicht die Räte der Jugend sind, die die leitenden Pfarrer beschäftigen, sondern wie sie ihre eigenen Räte an die Jugend herantragen. Dagegen aber müssen wir uns wehren, daß die kirchlichen Jugendorganisationen irgendwelchen Anspruch darauf erheben, wie es immer wieder geschieht, Jugendbewegung zu sein. Entscheidend für wirkliche Jugendbewegung ist nicht die äußere Form, sondern die innere Freiheit und Aufgeschlossenheit für das ganze Leben. Jugendbewegung aber ist nie da, wo einzelne Erwachsene für bestimmte Zwecke — und seien es die edelsten und besten — die Jugend als Vorspann benutzen“. Es könnte scheinen, als ob der Zweck und Charakter der Schrift ein polemischer wäre. Dem ist nicht so. Sie verdient just das Lob, eine gute, knappe, klare Darstellung der sachlichen und geschichtlichen Entwicklung der Jugendbewegung in Deutschland und in der Schweiz darzubieten, mit allerdings freimütiger Kritik jener Bestrebungen, wo die Jugend nur Mittel zum Zweck wird: „Und dieses Gefühl wird man so leicht nicht los bei aller kirchlichen Jugendpflege: daß es für diese jugendbegeisterten Pfarrer weniger um die Jugend als um die Kirche geht, um ihre Macht, um ihre Größe.“

Arnold Rneilwolf.

Die Evangelien in Baselbieterdütsch.

Howalds Lukasevangelium auf Bärndütsch, das bereits in zweiter Auflage vorliegt, ist rasch eine Baselbieter Evangelienharmonie gefolgt, die unter dem Titel „Dr guet Bricht us dr Bible uf Baselbieterdütsch“ vom Bibelhilfeverein Basel-land herausgegeben wurde (Buchdruckerei Landschäftler A.-G., Liestal 1940). Als Verfasser zeichnet Hans Ghsi; geholfen haben ihm bei der Übersetzung aus dem Urtext die Pfarrer Karl Sandreuter in Frenkendorf und Jacob Senn in Waldenburg. Das Büchlein stützt sich ganz auf die drei ersten Evangelien; Johannes ist nicht herangezogen. Der Übersetzung liegt der Matthäustext zu Grunde. Bringt Markus eine Geschichte ausführlicher, wie z. B. die Heilung des Sichtsbrüchigen, wird diese Fassung geboten. Das Sondergut des Lukas ist mit seinen schönsten Stücken vertreten. Merkwürdigerweise wurde die Aussendungsrede Matth. 10 nur zur Hälfte aufgenommen. Die Sprache ist auch für Nichtbaselbieter leicht verständlich. Die zahlreichen knappen Überschriften erleichtern die Übersicht. — Es ist zu hoffen, daß noch weitere Teile der Bibel im Dialekt zugänglich gemacht werden. Dem Bibelfenner erschließt sich durch solche Übersetzungen manches neu, und wer biblische Geschichten erzählen will, erhält hier eine treffliche Anleitung.

Eberhard Zellweger.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

- Benary, Albert:** Panzerschützen in Polen. Franz Schneider, Berlin 1940. 72 Seiten.
- Boller, Hans-Hermann:** Volk ohne Handwerk. Entwicklung und Verfall des englischen Handwerks. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1941. 64 Seiten, M. 2.—.
- Buchmann, Ralf:** Martin F. Tupper and the Victorian Middle Class Mind. Francke, Bern 1941. 165 Seiten, Fr. 9.50.
- Charleston, Britta Marian:** Studies on the Syntax of the English Verb. Francke, Bern 1941. 209 Seiten, Fr. 11.—.
- Gehner, Ludwig:** Der Zusammenbruch des Zweiten Reiches. Seine politischen und militärischen Lehren. Mit einem Geleitwort von Reichsarbeitsführer Hierl. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1940. IX, 248 Seiten, M. 3.40.
- Graziani, Rodolfo:** Somali-Front. Mit einem Vorwort von Benito Mussolini. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1940. XIX, 404 Seiten, mit 11 Abbildungen und 5 Karten, M. 7.50.
- v. Hassell, Ulrich:** Das Drama des Mittelmeers. Hermann Reinshagen, Berlin 1940. 196 Seiten und 1 Karte, M. 3.50.
- Hauser, Albert:** Das eidgenössische Nationalbewußtsein. Sein Werden und Wandel. Leemann, Zürich 1941. 64 Seiten und 8 Seiten Abbildungen, Fr. 2.50.
- Hoffmann, Georg:** Die venezianische Frage zwischen den Feldzügen von 1859 und 1866. Leemann, Zürich 1941. 84 Seiten Fr. 3.—.
- Hoffmann-Krayer, G.:** Feste und Bräuche des Schweizervolkes. Neu bearbeitet von P. Geiger. Atlantis-Verlag, Zürich 1940. 192 Seiten, Fr. 7.80.
- Howald, Ernst, und Meyer, Ernst:** Die Römische Schweiz. Texte und Inschriften mit Übersetzung. Max Niehans, Zürich 1941. XVI, 414 Seiten, 3 Tafeln und 1 Karte.
- Kabisch, Ernst:** Deutscher Siegeszug in Polen. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1940. 171 Seiten, 32 Abbildungen und 1 Karte, M. 4.80.
- Kauffmann, Fritz Alexander:** Roms ewiges Antlitz. Formschicksal einer Stadt. Ulrich Riemerschmidt, Berlin 1940. 527 Seiten und XVI Tafeln.
- Reit, Ernst:** Der Waffenstillstand und die Rheinfrage 1918/1919. Ludwig Röhrscheid, Bonn/Rh. 1940. XII, 191 Seiten, M. 5.80.

- Keppler, Kurt:** Die Neutralitätspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika 1937—1939. Dunder & Humblot, Berlin 1940. 201 Seiten, M. 18.60.
- Lufft, Hermann:** Der britische Imperialismus. Ideen und Träger. August Groß, Berlin 1940. 288 Seiten, M. 7.50.
- Maunz, Theodor:** Geltung und Neubildung modernen Kriegsvölkerrechts. Fr. Wagnersche Universitätsbuchhandlung, Freiburg i. Br. 1939. 23 Seiten.
- Michel, W.:** Die Entstehung der Zahlen. Francke, Bern 1941. 31 Seiten, Fr. 1.80.
- von Moos, Herbert, und Endres, Franz Carl:** Das große Weltgeschehen. Lieferung 7: Der deutsche Durchbruch in Holland und Belgien. Lieferung 8: Der Kriegseintritt Italiens. Lieferung 9: Die Schlacht um Frankreich. Lieferung 10: Die Angliederung der Baltischen Staaten an die Sowjet-Union. Hallwag, Bern 1940. Jedes Heft 32—56 Seiten, Fr. 1.75.
- Räf, Werner:** Geschichtliche Betrachtungen zum Verständnis der Gegenwart. H. R. Sauerländer, Aarau 1941. 72 Seiten.
- Ramuz, C. J.:** Entdeckung der Welt. Entwicklungsroman. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1940. 212 Seiten, Fr. 5.—.
- Schweizerische Wirtschaftsfragen.** Festschrift zum 70. Geburtstag von Prof. Fritz Mangold. Herausgegeben von der Schweiz. Gesellschaft für Statistik und Volkswirtschaft. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1941. 339 Seiten, Fr. 7.50.
- Tansill, Charles Callan:** Amerika geht in den Krieg. Übersetzt von Erwin Weis. Franck'sche Verlagshandlung, Stuttgart 1941. 580 Seiten, M. 5.80.
- von Ungern-Sternberg, Roderich:** Die französischen Kolonien. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1940. 64 Seiten, M. 1.60.
- USA. und Weltpolitik.** Gesammelte Beiträge von F. Schönemann, H. Roemer, D. Donner, A. Haushofer, A. Spindler. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1940. 113 Seiten, M. 4.—.
- Vogel, Rudolf:** Grenzerzunge im Blitzkrieg. Eine Erzählung aus dem Polenfeldzug. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1940. 190 Seiten mit 15 Abbildungen, M. 4.80.
- Wirsing, Giseler:** Der Krieg 1939/40 in Karten. Knorr & Hirth, München 1940. 80 Seiten mit zahlreichen farbigen Karten.
- Zed, Hans J.:** Die Schweiz. Wilhelm Goldmann, Leipzig 1940. 144 Seiten, M. 2.85.